

Heimat.

Skizze aus der Gegenwart von A. Stahn. (Nachdruck verb.)

Auf den Waldwegen und in den Kuranlagen, die das altberühmte Badestädtchen Wildbad umgeben, promenierten, wie alljährlich, die Badegäste, die hier Gesundheit und Heilung von so manchen körperlichen Beschwerden und Leiden erhofften. Doch das Bild war dieses Jahr ein anderes als sonst: Es war ein neuer Farbenton hinzutreten: das Feldgrau, so unscheinbar und unauffällig es war, machte sich doch überall bemerkbar, gab dem Ganzen sein Gepräge. Das waren die Verwundeten und Kranken des sieghaften deutschen Feldheeres, die hier nach harten Kämpfen und Leiden in Feldstellungen und Schützengräben die nötige Auffrischung ihrer angegriffenen Gesundheit suchten, Ausheilung ihrer Wunden, Ruhe und Erholung.

Den Baderinnen aber, welchen das Leben und Treiben in den eigentlichen Kuranlagen geräuschvoll war, bot sich genügend Gelegenheit zu einsamen, ungestörten Spaziergängen in den sehr schattigen Waldungen, die die Stadt umziehen, mit angelegenen Wegen, verstedten Ruheplätzen, zu behaglichem Hin- und Herkommen einladen.

Zu diesen Orten schien eine Dame zu gehören, die in den letzten Tagen im August in den alten, nach die Sage von Graf Eberhard geweihten Bade eingetroffen war und in einem der ersten Hotels Wohnung genommen hatte. Der Kurliste wurde sie als Frau von Zellberg aufgeführt. Dies Name, war zunächst auch alles, was die neugierige Welt über erfahren konnte. Denn die Fremde schien sich durchaus nicht

nach Verkehr und Geselligkeit zu sehnen, hielt sich sehr zurück und gab nach einigen Tagen auch ihre Hotelwohnung auf, um in der König-Karl-Straße bei einer alleinstehenden Dame eine Wohnung zu mieten. Da sie längere Zeit zu bleiben gedenke, erklärte sie dem Hoteldirektor, ziehe sie die Zwanglosigkeit und Ungehörtheit einer Privatwohnung vor. Obgleich sie allem Anschein nach sehr vermögend sein mußte, vermied sie doch jeden Aufwand und erschien stets in schwarzer, einfach vornehmer Kleidung, die ihrer schlanken, wohlgebildeten Figur vorzüglich anstand. Daß sie Witwe war, erfuhr man bald, auch daß ihr Gatte im Feldzug gefallen war. Damit mußte man sich begnügen, denn Frau von Zellberg war äußerst zurückhaltend und verstand es geschickt, neugierigen Fragen, denen sie ja bei ihrem gelegentlichen Aufenthalt im Kurjaale nicht entgehen konnte, auszuweichen. Ihr Mittagsmahl nahm sie nach wie vor in dem Hotel

ein, in dem sie zuerst Quartier genommen, doch sie wußte es einzurichten, daß sie mit zwei älteren Damen, die dieselbe Zurückhaltung liebten wie sie selbst, ein Tischchen für sich erhielt.

Zu den Veranstaltungen der Kurverwaltung erschien sie nur selten. Und Einladungen aus den Kreisen der Gesellschaft zu Ausflügen und dergleichen lehnte sie stets kühl, wenn auch höflich ab. Dafür sah man sie jeden Morgen in aller Frühe ihre Wohnung verlassen und die Richtung nach dem Walde



Deutsche Kriegsbeute: Riesenrohre russischer 28-cm-Geschütze aus der Festung Nowo-Georgiewsk. Die zerlegten Geschütze befanden sich auf dem Transport nach einem Festungswert, als die Feste in deutsche Hände fiel.

einschlagen, ehe noch das Kurleben erwachte, zu einer Zeit, da erst wenige Personen die Straßen der Stadt belebten, ein Buch in der Hand, mit einem Ledertäschchen versehen, in der sie einen Morgenimbisß mitführte. Denn gewöhnlich kehrte sie erst um die Mittagszeit wieder zurück. „Ein weiblicher Sonderling“,

meinten die Leute, und die Herren ärgerten sich, daß ihre vielfachen Annäherungsversuche an die ernste schöne Frau so ohne allen Erfolg blieben.

Frau von Zellberg schien sich aber wenig darum zu kümmern, was man von ihr hielt oder sprach; sie blieb ihrem zurückgezogenen Leben treu. Als sie eines Morgens in aller Frühe ihren gewohnten Waldspaziergang machte, hoch droben im Walde, wo an einem versteckten Plätzchen eine Bank stand, auf der sie Stundenlang zu sitzen und zu lesen pflegte, bemerkte sie zu ihrer unangenehmen Überraschung, daß dort bereits jemand Platz genommen hatte. Zum ersten Male seit sie hier fast jeden Morgen hinaufstieg, war dies geschehen. Als sie die Bank erreicht hatte, sah sie, daß es ein Offizier in Feldgrau war, der sich dort niedergelassen hatte. Und sie sah auch sofort, daß es ein im Kriege Verletzter war, denn der rechte Armel seines Rockes hing leer und schlaff herab — der rechte Arm fehlte ihm. Er mochte das Mißvergnügen, das sich auf den Zügen der Dame malte, bemerkt und auf seine Weise gedeutet haben, denn er erhob sich sofort, legte die linke Hand an den Mützenrand und sagte mit einem leisen Vibrieren in der Stimme: „Gnädige Frau — wenn meine Gegenwart Sie stört — ich mache gern Platz.“ Und er schied sich an, den Weg, den sie heraufgestiegen, einzuschlagen.

Sie errödete flüchtig und legte leicht die Hand auf den Arm des Offiziers: „Nein — bitte, Sie stören mich durchaus nicht. Ich war nur im ersten Augenblick etwas überrascht, daß dies ganz verborgene Plätzchen auch einmal von einem andern aufgefunden worden ist, nachdem ich in den vierzehn Tagen, die ich hier fast täglich weile, immer allein war.“

Er zögerte eine Weile, nahm aber dann doch auf eine nochmalige einladende Handbewegung der Dame wieder seinen Platz ein. Aber er schwieg und sah versunken in die grüne Wildnis vor sich, ohne sich anscheinend um seine Nachbarin weiter zu kümmern, die ihr Buch aufschlug und zu lesen versuchte. Aber sie konnte ihre Augen nicht auf dem Papier festhalten, sie erhoben sich immer wieder und streiften verstohlen den Feldgrauen am andern Ende der Bank. Er mochte etwas über den Dreißigen sein, wenn auch die Blässe seines Gesichts und die Schatten, die jetzt um Mund und Augen lagen, ihn etwas älter erscheinen ließen. Ein kleiner, dunkler Schnurbart bedeckte die Oberlippe, leicht gekräuseltes braunes Haar drängte sich unter der flachen, grauen Feldmütze hervor. Der ganze Eindruck des Mannes, das gestand sich Frau von Zellberg, war ein recht sympathischer; ein leiser, weher Zug, der hin und wieder auf Sekunden sich um seine Mundwinkel legte, erhöhte bei ihr dieses Gefühl der Sympathie, das sie unwillkürlich für ihren schweigsamen Nachbar empfand. Und sie hatte das Empfinden, daß der Mann neben ihr wohl schon Schweres durchgemacht haben mochte, nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch wohl sonst schon im Leben.

Frau von Zellberg war schon kurz nach Beginn des Krieges Witwe geworden. Ihr Mann, der Besitzer einer der größten Maschinenfabriken Süddeutschlands, war als Reserveleutnant ins Feld gerückt und bei einem nächtlichen Vorpostengefecht gefallen. Nun war sie alleinige Herrin über das große Vermögen, da nähere Verwandte ihres Mannes nicht vorhanden waren. Sie selbst war Witwe. Sie hatte die Nachricht seines Todes mit einigem Erschrecken, aber doch ohne tiefere, nachhaltigere Gemütsbewegung empfangen, denn ihre Ehe war höchst unglücklich gewesen. Sie hatte den Mann geheiratet, weil sie keinen Grund sah, diese äußerlich glänzende Heirat auszuschlagen, weil ihr Herz damals noch unberührt gewesen und sie wirklich ehrlich glaubte, glücklich werden zu können. Sie kannte ihren Mann eben nicht, sie lernte ihn erst kennen nach der Eheschließung, und da begannen die bittersten und schwersten Enttäuschungen ihres Lebens. Sie lernte ihren Mann bald als einen trassen Egoisten kennen, dem das eigene Ich über alles ging, der für sie und ihre Individualität gar kein Verständnis zeigte und sich auch nie die Mühe gab, ihr seelisch näher zu kommen. Er kümmerte sich um seine Mitmenschen überhaupt nur insofern, als er sie seinen Zwecken dienstbar machen konnte. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Angestellten war denn auch ein sehr ungünstiges; es kam wiederholt zu schweren Zusammenstößen und selbst zu Arbeitseinstellungen seines Personals, da er ihren berechtigten Forderungen gegenüber sich stets auf den Standpunkt schroffster Ablehnung stellte. Sie hatte in dem warmherzigen Bestreben, ein besseres Verhältnis zwischen den beiden streitenden Parteien herbeizuführen, wiederholt zu vermitteln gesucht, war aber von ihrem Manne immer ärgerlich mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, sich nicht um Sachen zu kümmern, die sie nichts angingen. Das verletzte sie, denn sie wäre so gern die Kameradin, die Mitarbeiterin ihres Mannes gewesen. Sie fühlte sich zuletzt immer einsamer, um so mehr, als ihr Mann sie bald zu vernachlässigen begann und oft tagelang in der Residenz weilte, angeb-

lich in Geschäften, aber seine Bekannten, die die einsame Frau hin und wieder besuchten, waren so gefällig, ihr ungefragt mitzuteilen, daß er dort die Tage und Nächte in lustiger Gesellschaft und in einem Klub zubachte, von dem allgemein bekannt war, daß dort sehr hoch gespielt wurde und oft Vermögen in wenigen Stunden gewonnen und verloren wurden.

„Warum hast du mich eigentlich geheiratet?“ hatte sie eines Tages bitter gefragt, „wenn ich dir doch nichts sein kann oder nichts sein soll, da du mein ehrliches Entgegenkommen und mein Verben um dein Vertrauen stets zurückgewiesen hast?“

Da hatte er gelacht: „Warum? Kleine Naive — um eine schöne Frau zu haben, die mein Haus repräsentieren könne — alle meine Freunde beneiden mich um meine Eroberung.“

Und als sie sich verletzt und niedergeschlagen abwandte, hatte er ärgerlich und ungeduldig hinzugefügt: „Was willst du denn eigentlich? Hast du nicht alles, was eine Frau befriedigen kann: Reichliche Dienerschaft, Pferde, Wagen, Auto, deine Toilette, kannst du aus dem ersten Atelier der Residenz beziehen — alles, was verlangst du denn noch?“

„Ein Herz, eine Heimat — wo ich wirklich zu Hause bin — ein Herz und Seele“, hatte es in ihr aufgeschrien, aber sie hatte nicht ausgesprochen.

Und als er ins Feld mußte, hatte es auch nur einen kühlen, kurzen Abschied von seiner Seite gegeben. „Nur keine Sentimentalitäten“, meinte er, während er in das Auto stieg, das ihn nach der Bahnstation bringen sollte. „Entweder ich komme zurück, oder ich komme nicht zurück. Dann gehört dir ja alles. Also du bist versorgt und brauchst dir keine Gedanken zu machen. Und ich will ich mit meinen Freunden in der Residenz noch einmal zusammen sein. Ich weiß, es ist nicht dein Geschmack, sonst hätte ich dich eingeladen, mitzugehen. Adieu also.“

Damit war er geschieden. Und dann kam eines Tages die Nachricht seines Todes.

Soweit war sie in ihren Erinnerungen gekommen, die ungewollt in ihr aufgestiegen waren. Sie hatte noch immer das Buch aufgeschlagen in ihrem Schoße liegen, obgleich sie nicht las. Die schreckte sie auf aus ihrem Sinnen. Der Offizier hatte sich erhoben, grüßte kurz, höflich und schritt den Weg zur Stadt hinaus.

Sie folgte ihm mit den Augen, bis das Gebüsch ihn ihren Blicken entzog. Sie wandte sich wieder ihrem Buche zu und versuchte weiter zu lesen. Aber sie kam über dieselbe Seite nicht hinaus. Es war eine Unruhe in ihr, über deren Ursache sie nicht klar werden konnte. Immer schaute ihr aus den Blättern das leidensvolle Antlitz des Offiziers entgegen. Sie schlug das Buch schließlich zu, erhob sich und wanderte auf stillen Wegen kreuz und quer, bis ein Blick auf die Uhr ihr zeigte, daß es Zeit war, zurückzukehren.

Als Frau von Zellberg am nächsten Morgen ihren gewohnten Spaziergang antreten wollte, hinderte ein plötzlich einsetzender heftiger Regen sie daran. So ging sie später in den Kurzaal, wo sie seit längerer Zeit ein seltener Gast war. Ihre Augen schweiften prüfend über die Menge, aber er war nicht da. Und doch hatte nur der heimliche Wunsch, den Verwundeten wiederzusehen, sie hergeführt.

Der Regen hielt auch die folgenden Tage an, und Frau von Zellberg hielt sich darum meistens in ihrer Wohnung auf, um lange aufgeschobene Korrespondenzen zu erledigen. Der alte Prokurist hatte einstweilen die Leitung der Fabrik übernommen, die nach kurzem Stillstand bei Ausbruch des Krieges wieder in Beschäftigung war, indem sie Heeresbedarf lieferte. Sie hatte sich vorgenommen, sich mit dem ganzen Betrieb eingehend bekannt zu machen, um selbst die oberste Leitung in die Hand zu nehmen. Sie wußte allerdings noch nicht, ob ihr das gelingen und die Aufgabe nicht über ihre Kräfte gehen würde. Aber den ernsten Willen dazu besaß sie. Und nun gab es mancherlei zu erledigenden Anfragen zu beantworten, Anordnungen zu treffen, die Vorschläge zu prüfen, die der bewährte Prokurist, dem sie voll vertrauen durfte, ihr unterbreitete.

Endlich am vierten Tage konnte sie ihren gewohnten Waldspaziergang wieder ausführen. Während sie langsam den Pfad aufwärts durch den Wald schritt, eilten ihre Gedanken voran zu der Bank an dem stillen, versteckten Plätzchen. Ob der Verwundete wohl wieder dort sein würde? Oder hielt er sich jetzt in der Annahme, sie zu stören?

Es schien fast das letztere, denn die Bank war leer. Und erschien auch nicht, so oft sie auch ihre Augen den Pfad hin wandern ließ, den er kommen mußte. Sie mußte sich eingestehen, daß sein Fernbleiben sie enttäuschte. Dann wurde sie über sich selbst ärgerlich. Was ging sie dieser fremde Herr, den sie zum erstenmal in ihrem Leben gesehen, eigentlich an? Und sie nahm ihr Buch und vertiefte sich in Meister Scheffels Geschichte vom Mönch Ekkehard und der schönen, klugen Herzogin Hadwig von Schwaben. Sie hatte diese Erzählung schon vor Jahren einmal

lesen; als sie dieselbe aber in einem Buchladen ausgelegt sah, wandelte sie die Lust an, jene Gestalten und Bilder vergangener Tage noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.

Während sie las, schreckte sie plötzlich auf: das Geräusch von Schritten wurde vernehmbar. Jemand kam den Weg herauf, den sie eben gekommen. Noch verdeckte ihn das dicke Gebüsch, aber sie ahnte, wer es sei. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Aber als der Kommende die Dame auf der Bank gewahrte, blieb er einen Augenblick wie zögernd stehen und schien wieder umkehren zu wollen. Aber da trafen sich ihre Blicke, und der Mann meinte in den Augen der Frau eine leise Bitte zu lesen: So bleib doch! Ich schide dich nicht weg. — Da trat er grüßend näher und setzte sich auf die Bank neben ihr.

Sie nahm das Buch wieder auf und gab sich den Anschein zu lesen. Aber sie las nicht. Sie horchte, ob nicht ein Wort, eine Bemerkung von ihrem Nachbar kam. Aber sein Schweigen hielt an. Da wendete sie verstohlen den Kopf, um einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht werfen zu können. Aber rasch senkte sie die Augen wieder auf das Buch, während eine Blutwelle über ihre Wangen flog — denn just in demselben Augenblick hatte auch ihr Nachbar den Kopf gewandt, und ihre Blicke begegneten sich. —

Er mochte doch wohl fühlen, daß sein stummes Dazigsein die Dame möglicherweise zu für ihn ungünstigen Schlüssen verleiten könnte, denn es machte doch wohl den Anschein der Unbeholfenheit. Er stieß den Stod plötzlich fest vor sich in den Boden und wendete sich ihr wie in einem raschen Entschlusse zu, sie voll anschauend: Darf ich fragen, was gnädige Frau so eifrig studieren?

Sie schaute auf und hielt ihm lächelnd die Titelseite des Buches entgegen: „Eckhard — wie Sie sehen.“

Er nickte. „Ich kenne das Werk auch, habe es vor vielen Jahren mit lebhaftem Interesse gelesen, und es störte meine Anteilnahme an den Geschehnissen der darin lebenden und leidenden Personen nicht, daß ich kurz vorher eine Kritik gelesen, die dem Dichter vorwarf, bei der Behandlung der rein historischen Daten nicht ganz an die Wahrheit gehalten zu haben. Aber ich meine, wer ein schönes Buch liest, soll es mit Herz und Seele lesen, nicht mit dem nüchternen, kritischen Verstande und nicht mit dem Voratz, Kritik zu üben. Das soll man den berufsmäßigen Kritikern überlassen. Denn der Dichter war sich wohl selbst bewußt, daß dieses und jenes nicht vor der geschichtlichen Wahrheit stehen könne, aber er fügte es trotzdem ein, weil es seinen Absichten entsprach und zu der Stimmung paßte, die er bei dem Leser hervorrufen wollte. Und einen reinen Genuß von einer Dichtung wird auch nur der haben, der sich allein von der Hand Weges Dichters führt.“

Sie hatte aufmerksam zugehört und nickte ihm zu: „So empfinde und empfind auch ich immer. Wie oft wurde mir schon der Genuß eines schönen Buches getrübt durch solche nüchternen, sachliche, aber auch entsetzlich trodene Bemerkungen von Leuten, die wohl ihre literarische Gelehrsamkeit damit beweisen wollten, daß sie die Dichtung analysierten und zerplückten und Mühe gaben, nachzuweisen, daß dies und jenes nicht stimmen könne und der Dichter sich in den Tatsachen geirrt haben müsse. Goethe selbst hat uns den Weg gewiesen:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehn.“

Ihr Gespräch wurde gestört durch einen Herrn und eine Dame, die sich ihnen näherten. Sie hatten das Kommen der beiden ganz überhört, und beide erfaßte einen Augenblick die Furcht, daß die Spaziergänger sich zu ihnen gesellen und ihr stilles Beisammensein stören könnten. Nun atmeten sie erleichtert auf, als sie Fremden mit höflichem Gruße an ihnen vorbeisritten.

„Ich lese überhaupt mit Vorliebe Geschichten aus längst vergangenen Tagen“, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Ich weiß nicht, ob die Vergangenheit besser war als die Gegenwart, ob das Wort von der guten alten Zeit wirklich wahr ist, aber ich bin in dieser lauten Gegenwartswelt nie recht zu Hause gewesen. Schon als Mädchen —“

Aber sie brach plötzlich ab. Wie kam sie dazu, sich diesem doch ganz fremden Manne gegenüber, von dem sie noch nicht einmal den Namen wußte — denn er hatte sich absichtlich oder absichtlich ihr noch nicht vorgestellt —, sich so offen auszusprechen und zu offenbaren?

Er schien feinfühlig ihre Gedanken zu erraten. Ruhig entgegnete er: „Ich verstehe Sie vollkommen, auch wenn Sie Ihren Empfindungen weiter keine Worte geben. Denn ich empfinde und empfinde in gleichem Sinne. Diese meine romanische Ader, wenn ich so sagen darf, hat mich freilich nicht gehindert, mich einem Berufe zuzuwenden, der recht wenig Zeit läßt von poetischen Träumereien, aber um so mehr Aufmerksamkeit für die Wirklichkeit und nüchternes Rechnen und Überlegen erfordert. Ich hole hierbei gleich Versäumtes nach und gestatte mir, mich

Ihnen als Franz Heiderich, Maschineningenieur, vorzustellen. Das heißt, — eine leichte Bitterkeit slang in seinen Worten durch — „das letztere bin ich gewesen.“

Und ein bezeichnender Blick streifte seinen leeren Rodärmel. „Und warum sagen Sie ‚gewesen‘?“ Sie wußte, was er antworten würde, aber sie stellte mit Absicht diese Frage, um ihn zu einer Aussprache zu veranlassen.

Der scharfe Zug um seine Mundwinkel verstärkte sich. „Für den Einarmigen ist kein Platz mehr in den Konstruktionsbüros der großen Werke.“

Nun hatte sie ihn, wohin sie ihn haben wollte. Und eifrig widersprach sie.

Sie sehen zu schwarz in die Zukunft, wie das leider die meisten der Bedauernswerten tun, die dem Vaterland einen so schweren Tribut zollen mußten. Wie viele werden so gut wiederhergestellt, daß sie ihren früheren Beruf wieder ausüben können. Man darf nur nicht von vornherein den Glauben verlieren.“

Er hörte zu, ohne zu widersprechen, aber er schüttelte doch mit trübem Lächeln den Kopf.

„Es mag alles so sein, wie Sie sagen“, erwiderte er endlich. „Aber ich gehe von der Ansicht aus, daß künstlicher Ersatz ein lebendes Glied doch nicht zu ersetzen vermag. Und man bleibt doch, was man durch die Verstümmelung geworden — ein Krüppel, dem Mitleid der Welt anheimgestellt.“

„So dürfen Sie nicht reden“, widersprach sie ihm warm. „Sie tun unrecht daran. Ich habe schon mit anderen gesprochen, die noch schlimmer daran waren als Sie. Aber diese waren voll froher Zuversicht, entschlossen, alles daran zu setzen, um ihren Platz, den sie früher besaßen, wieder einnehmen zu können. — Aber ich möchte fast glauben, daß es nicht nur die Erlebnisse des Krieges sind, die Ihnen das Herz schwer und den Sinn trübe gemacht haben. Habe ich recht?“

Und ein Blick so warmherziger Anteilnahme begegnete seinen in ihren Mienen forschenden Augen, daß seine Züge weicher wurden. Der bittere Zug um seine Mundwinkel verschwand. Schweigend sah er zu Boden, trauere Linien mit der Stodspitze in den Sand zeichnend. Sie störte sein Nachsinnen nicht und wartete geduldig, bis er sprechen würde. Mit einem tiefen Atemzuge wandte er sich ihr wieder zu:

„Gnädige Frau — ich habe bis jetzt keinen Menschen zum Vertrauen meines Innenlebens und meiner trüben Lebenserfahrungen gemacht, weil mir bis jetzt eben keiner begegnete, zu dem ich das Vertrauen hätte fassen können, das dazu gehört, einen andern zum Mitwisser seiner Kämpfe, Leiden und Hoffnungen zu machen. Ich habe alles allein getragen, das Schwere wie das Freudige — des letzteren gab es freilich wenig genug für mich. Doch Ihnen und Ihrer gütigen Teilnahme gegenüber vermag ich nicht mehr die Zurückhaltung zu üben, wie ich sie mir zur Regel machte meinen Mitmenschen gegenüber, weil ich fühle, daß Ihre Teilnahme und Ihr Fragen nicht von müßiger Neugierde eingegeben ist, sondern aus aufrichtig mitfühlendem Herzen kommt, und wenn mich meine Menschenkenntnis nicht täuscht, dann sind auch Sie vom Glück bisher nicht verwöhnt worden — das heißt, soweit man unter Glück nicht äußere glänzende Lebensbedingungen versteht.“

Sie nickte nur stumm, und er fuhr fort:

„Ich will Ihnen kurz mein Leben klar vor Augen legen. Ich war der einzige Sohn eines kleinen süddeutschen Beamten, der nur den einzigen Ehrgeiz besaß, daß sein Sohn einmal etwas Besseres werden sollte, als er selbst geworden war. Er ließ mich unter den härtesten Entbehrungen für sich selbst das Gymnasium besuchen, später die technische Hochschule in Stuttgart und Hannover. Ich widmete mich, eigenem Triebe und zugleich dem Wunsche des Vaters folgend, dem Studium der Ingenieurwissenschaften und später speziell dem Maschinenfach. Ich darf sagen, daß ich gute Zeugnisse erwarb, mein Examen gut bestand. Über einige Jahre des Hin und Her zu meiner praktischen Ausbildung gehe ich hinweg. Ich war zuletzt in einer der größten Maschinenfabriken in der Konstruktionsabteilung tätig, ich hatte alle Aussicht, zu einem leitenden Posten vorzurücken. Da brach der Krieg aus. Ich hatte früher mein Jahr abgedient, war zum Reserveoffizier gewählt worden und mußte als solcher ins Feld rücken. Ich tat es gern, ich erfüllte mit Freuden meine Pflicht, die schönste, die ein Mann üben kann: im Dienste des Vaterlandes. Mehrere Gefechte und Schlachten machte ich mit, ohne verwundet zu werden. Da wurden wir aus dem Westen nach dem östlichen Kriegsschauplatz transportiert, und dort nahm mir gleich in dem ersten größeren Gefecht eine Granate den Arm weg. — Ich lag längere Zeit dort in einem Feldlazarett, bis ich hierher gesandt wurde. Mein Vater und meine Mutter waren übrigens beide ein Jahr vor dem Kriege kurz hintereinander gestorben. Es war ein schmerzlicher Verlust für mich, konnte ich doch nun den Guten

nicht mehr vergelten, was sie an Liebe und Sorge um mich so reichlich und mit so großen Opfern für sich selbst getan hatten."

Er schwieg eine Weile und fuhr dann mit wieder umdüstertem Gesicht fort: „Mit all den schönen Plänen und Hoffnungen ist es nun vorbei. Mit der linken Hand richtig zeichnen zu lernen, scheint mir schwer ausführbar. Mit dem Schreiben geht es besser. Ich beteilige mich nämlich schon seit einiger Zeit an einem Schreibkursus für Linkshändige. Jedenfalls erscheint es mir ausgeschlossen, eine Stellung, wie ich sie vor dem Kriege innehatte, wieder einzunehmen. So werde ich nun eben in irgendeiner ganz untergeordneten Stellung anzukommen suchen."

Er schaute düster vor sich hin.

„Haben Sie denn in Ihrer früheren Wirkungsstätte schon angefragt?" forschte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Das halte ich für aussichtslos. Unser Chef und Besitzer des Werkes gehört nicht zu denen, die aus reiner Menschenliebe über geringere Leistungen hinwegsehen. Er verlangte von jedem stets die volle, restlose Ausfüllung seines Postens — oder er legte ihm deutlich nahe, daß er in seinem Geschäfte wohl nicht am richtigen Platze sei." —

„Dann versuchen Sie, in eine leitende Stellung zu gelangen, wo Ihre Tätigkeit nicht in Handarbeit besteht, sondern in der Leitung und Beaufsichtigung des Personals."

„Ich bin nicht so optimistisch, anzunehmen, daß man gerade mir einen solchen Posten vorbehalten hat. Wenn ich auch" — er sprach es leise, als scheue er sich, seine Fähigkeiten besonders hervorzuheben — „wenn ich auch imstande wäre, selbst ein großes Unternehmen zielbewußt zu leiten. Doch das sind Schwärmereien."

„Sie dürfen nicht so mutlos sein, Sie müssen mehr Zutrauen zu sich selbst haben. Und ich glaube, das wird auch der Fall sein, wenn Sie sich erst in Ihre Lage gefunden haben werden. Jetzt ist Ihnen noch alles neu, und Sie sehen gewiß manches trüber an, als es in Wirklichkeit ist."

Sie hatten sich beide erhoben während der letzten Worte und schritten nun nebeneinander durch den Wald, der Stadt zu. Und Frau von Zellberg dachte bei sich, daß sie hier vielleicht den passenden Leiter ihrer Fabrik gefunden habe, denn ihr Profutur hatte keine Neigung, diesen Posten zu übernehmen. Er war in schon vorgerückten Jahren und gedachte sich bald ganz zur Ruhe zu setzen. Aber sie vermied es feinsüßlich, jetzt schon zu ihrem Begleiter darüber zu sprechen. Sie wollte nicht den Eindruck erwecken, als biete sie ihm die Stellung aus Mitleid an. Nein, nur das nicht.

— Denn das war das Letzte, was diese so schwer eingetragenen ertrugen.

Sie waren an eine Stelle gekommen, wo man zwischen mächtigen Tannen hindurch das schöne Städtchen frei vor sich liegen sah. Gegenüber aber trotz der

Schienenstrang der Bergbahn die Höhe hinauf. Ein leichter blauer Schleier lag über dem Landschaftsbild und ließ die Farben zueinander verschmelzen.

„Wie schön ist es hier!" rief Frau von Zellberg aus, indem sie mit leuchtenden Augen das Panorama betrachtete.

— „Ich freue mich, daß ich schließlich unter den drei oder vier Bädern, unter denen ich mich die Wahl stellte, Wildbad ausgesucht habe. Man vermischt hier nichts, was auch der verwöhnteste Badebesucher verlangen könnte, dafür aber hat man etwas, was man nicht in irgend allen Bädern

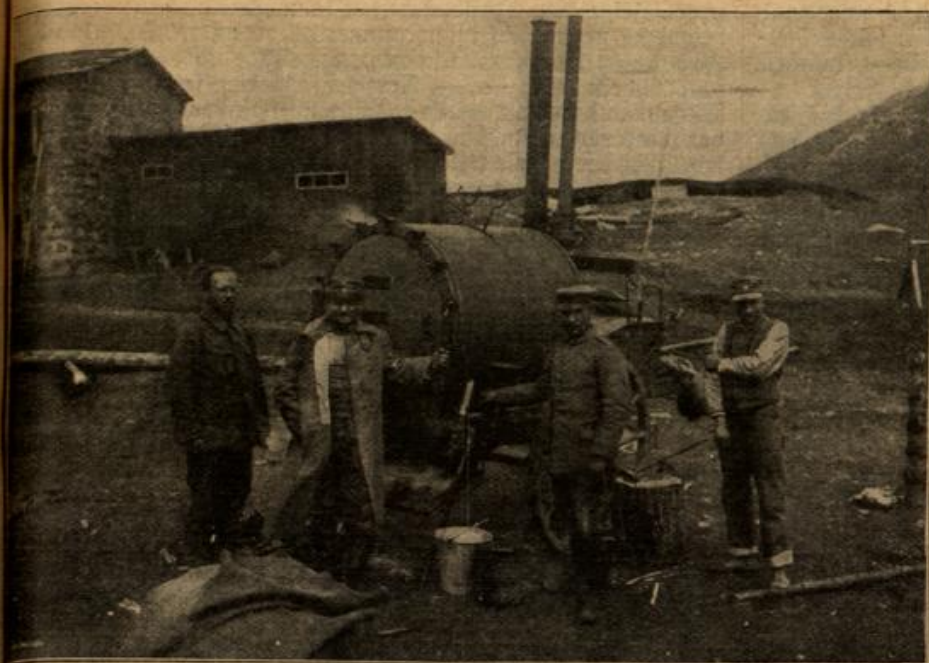
findet: trauliche Ruhe, stillen Frieden der Natur und darum auch wahre Erholung für den Körper, der um deswillen solch ein Plätzchen aufsucht, nicht, weil es nur die Mode, seine Finanzlage und gesellschaftliche Verpflichtungen von ihm fordern."

Er hatte währenddem nach der Uhr gesehen. „Sie haben recht, gnädige Frau, auch ich fand mich in den ersten Tagen hier schon heimisch, als sei ich schon lange hier gewesen. — Doch Sie verzeihen — ich muß mich verabschieden — die ärztliche Sprechstunde für mich ist gekommen." —



Das erste Zusammentreffen mit den Bulgaren. Gezeichnet von Walter Strytshöck. (Mit Text.)

Worte
dt zu
den
kurze
war in
Ruhe
ihrem
ndrat
Nein,
nicht
n das
s le-
s die
wer
esuch-
rugen
waren
Stelle
men,
n zwi-
tächt-
annen
ch das
Städ-
ei vor
en sah
über
ch der
nen-
der
hn die
mauf-
reichte
Schlei-
über
Land-
bilde-
ß die
zart
nder
nen.
schon
hier!
u von
g aus
ie mü-
enden
das
ama-
htete.
freue
aß ich
ich un-
dre
er Bö-
unter
ch mit
oll stell-
ildbad
sucht
Man
t hier
er ver-
tefte
euber
fuchen
ngen
ng von
dafür
t man
war
dieses
cht in
ngende
te nach
stille
stehen-
den.
eil es
plich-
haben
Lagen
Doch
stliche



Körperfürsorge im Hochgebirgskrieg: Eine fahrbare Entlaufungsanlage.

Sie schritten noch zusammen den Pfad vollends hinab, um dann bei dem Beginn der Badeanlagen zu trennen. —

Von nun an sah man Frau von Fellenberg und den Offizier alle Tage zusammen Spaziergänge teils in der Enzpromenade, teils in den höher gelegenen Wäldern aufsuchen. Ein inneres Gefühl zog die beiden Menschen zueinander hin, ein Gefühl, über das sie sich noch keine Rechenschaft zu geben vermochten, das aber, wie sie immer deutlicher empfanden, über eine bloße Sympathie hinausging.



Ein Kriegsgefangener als Nobelpreisträger. (Mit Text.)

Er warb nicht in Worten um sie, aber seine Augen redeten die deutliche Sprache, und sie schlug die ihren nicht nieder, sie schaute ihn lächelnd und frei an, glücklich wie ein Kind, dem das Glück, ersehnte Geschenk endlich geworden, und ihre Hand lag beim Abschied lange in der seinen. —

Der deutsche Fliegerleutnant Zimmernann. (Mit Text.)



Der deutsche Fliegerleutnant Zimmernann. (Mit Text.)

Sie waren währenddem die Enzpromenade hinaufgegangen; da es noch früh am Tage war, störten keine andern Spaziergänger ihr Beisammensein. Nun blieb sie plötzlich stehen und

zu befestigen und ihm Halt zu geben.

Ein Berliner Orthopäde, an den ihn sein Arzt gewiesen, hatte das Werk vollbracht. Ja, er hatte sogar mit der neuen rechten Hand schreiben gelernt. —

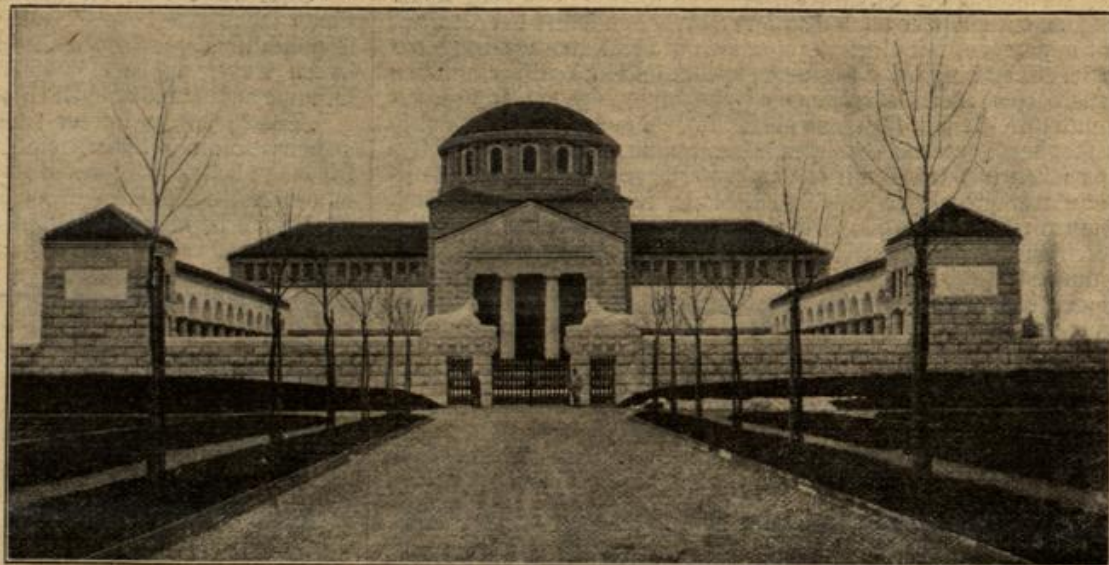
Er meinte, die Schrift sei wohl noch etwas steif, aber Übung werde darin bald Besserung schaffen. — Er hatte gar nichts davon erwähnt, er hätte sie gern überraschen wollen. Sein Selbstvertrauen sei wieder gewachsen, und er gedachte nun doch, wenn er ganz hergestellt sei und der Arzt ihn entlasse, sich um einen selbständigen, womöglich leitenden Posten zu bewerben.

Sie waren währenddem die Enzpromenade hinaufgegangen; da es noch früh am Tage war, störten keine andern Spaziergänger ihr Beisammensein. Nun blieb sie plötzlich stehen und

Als er eines Morgens wieder mit ihr zusammentraf, blieb sie einen Moment erstaunt, freudig überrascht stehen —: sein rechter Rockärmel hing nicht mehr schlaff und leer herab, ein Arm füllte ihn aus, und die Hand daran, mit einem braunen Handschuh bekleidet, handhabte leicht und sicher den Spazierstock. Er weidete sich an ihrer Überraschung, und dann erzählte er ihr, glücklich über ihre Freude, wie er schon lange in der Stille sich mit diesem Ersatz seines verlorenen Armes geübt. Da er den Arm nicht ganz bis zur Schulter verloren, war es um so leichter gewesen, den künstlichen Arm mit seinen sinnreich erdachten Gelenken



Flieger-Unteroffizier Böhme. (Mit Text.)
Hofphotograph Karl Eberth.



Die Verbrennungsanlage auf dem Zentralfriedhof in Zürich, die während des Weltkriegs vollendet und kürzlich eröffnet wurde. Phot. Leipziger Pressebureau.

schaute ihm lächelnd und glücklich in die wieder so froh und blank gewordenen Augen: „Und wenn ich nun schon eine solche Stellung für Sie hätte — in meinem eigenen Betrieb —, würden Sie nicht Lust haben, dieselbe zu übernehmen?“

Ihre Blide tauchten ineinander. Er griff nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen. Dann erwiderte er leise und mit einem so weichen Klang in der Stimme, wie sie ihn noch nicht gehört: „Ja — ich würde den Posten übernehmen, wenn — Sie, wenn du mir nicht nur in bezug auf meine geschäftliche Tätigkeit mir bei dir eine Heimstätte bieten willst, sondern auch ein Heim, eine Heimat für mich selbst, für Herz und Seele, wenn du fürs ganze Leben meine liebe, süße Herrin sein willst.“

Und mit Augen und Lippen schenkte sie ihm das ersehnte „Ja!“

Ein Wiedersehen.

Erzählung von M. Knefke-Schöna. (Nachdruck verb.)

Es war um die Mittagszeit. Am Straßenbahnhof fand soeben der Wechsel der Wagenführer und Schaffner statt, und in dem Anhängewagen der blauen Linie trat eine der neuangestellten Schaffnerinnen ihren Dienst an.

„Hi jeger! Jetzt wird's richtig! Nun kommen die Weiber daran! Jetzt wird man sich wohl die Schwindsucht an den Hals ärgern können: Lange Haare, kurzer Verstand! Bin gespannt, wie lange das gehen wird!“

Der Herr in der Wagenende, der so wenig Zutrauen zu der neuen Einrichtung verriet, musterte ärgerlich die Schaffnerin, die draußen auf der Plattform stand und die Zahl der Fahrgäste aufschrieb. Ein neben dem Unnützbigen sitzender älterer Herr meinte lächelnd: „Warum denn so grantig gegen die holde Weiblichkeit? Sie sind doch sonst nicht so eingenommen gegen sie.“

„Nein, sonst nicht. Aber Weiber im Dienst! Aee, bleiben Sie mir damit vom Leibe! Wir werden's ja erleben, was da alles für Unregelmäßigkeiten, Verzögerungen und womöglich Unglücksfälle vorkommen werden. Mein Trost ist nur, daß sie, ehe sie sich in ihre Obliegenheiten eingearbeitet haben, schon wieder als untauglich abgeschafft sein werden.“

„Wenn Sie sich nur nicht irren. Ich sprach gestern mit einem Herrn von der Leitung, der nur des Lobes voll war über den Vernunft und die leichte Auffassung der eingestellten Frauen. Er erzählte mir, daß es mit der bisherigen Kriegsauswahl an Männern bedeutend schwieriger gewesen sei, und unter hundert Leuten neunzig wieder entlassen werden mußten, weil sie schwersällig und ungeschickt waren. Täglich können Sie es erleben, daß bereits seit Wochen im Dienste stehende Männer es noch nicht lernten, während der Fahrt im Wageninnern entlang zu gehen, ohne die Fahrgäste zu umarmeln oder sich ihnen als keineswegs süße Last auf den Schoß zu setzen, von dem Mangel an Auffassungsgabe ganz zu schweigen. Da, sehen Sie mal, wie sicher diese Schaffnerin auf ihrem Plaze steht. Wie gewissenhaft sie die Haltestellen abrufte und wie freundlich sie Auskunft gibt. Aee, mein Vetter, ich glaube im Gegenteil, der Gedanke, Frauen bei der Straßenbahn anzustellen, war so übel nicht. Aber nun guten Tag, ich muß aussteigen!“

Der Grantige in der Ecke nickte nur flüchtig und musterte noch immer verdrießlich die neue Beamtin, denn er konnte beim besten Willen nichts an ihrer Amtsleistung ausfinden.

Aber noch ein anderer Fahrgast befandete eine auffallende Teilnahme für die Schaffnerin und ließ sie nicht aus dem Auge. Es war ein hübscher dunkelhaariger Herr, etwa Mitte der Dreißig, gut angezogen, mit einem Trauerflor um den linken Arm und am Hute. Eben ging die Schaffnerin wieder an ihm vorüber, um den neu eingestiegenen Fahrgästen die Fahrtscheine zu geben. Ihr grauer Mantel streifte sein Knie und als sie sich jetzt zu dem kleinen Klappfenster der Bordtür herabneigte, konnte er ihr gerade ins Gesicht sehen und tat es mit fast zu bemerkbarem Eifer. Der Schaffnerin trat eine lichte Röte in das blasser, feingekchnittene Gesicht. Sie runzelte die dunklen Brauen und warf dem Dreißigen einen finsternen Blick zu, der nun ihm eine Röte der Verlegenheit in das geräunte Gesicht trieb. Er öffnete die Lippen, um sich zu entschuldigen, aber schon war die Schaffnerin wieder an ihm vorbeigegangen, ihren Mantel an sich ziehend, daß er ihn nicht streifen sollte.

Der Herr sah ihr unsicher nach.

Diese Ähnlichkeit, diese Ähnlichkeit! dachte er. Aber es kann ja gar nicht sein! Wie sollte Tilda, seine Jugendgepielin, die Tochter des vermögenden Baumeisters und spätere Gattin des Geschäftsteilhabers ihres Vaters, des Ingenieurs Doktor Lohmann, in die Lage gekommen sein, einen solchen Posten annehmen zu müssen? Aber genau solch kastanienbraunes Haar, mit widerspenstig auspringenden Stirn- und Nackenlöckchen, hatte Tilda gehabt, und auch solche eigentümlich grüngrauen Augen. Nur daß Tildas Gesicht rund und rosig und nicht so spitz und blaß gewesen, als er sie das letzte Mal gesehen. Aber freilich, das waren sechs,

sieben Jahre her. In solcher Zeit kann man sich sehr verändern, besonders, wenn Not und Kummer an einem zehren. Und diese Frau da draußen konnte solche Leidenszüge nicht verleugnen.

„Wilhelmsplatz — Roosstraße!“ rief sie soeben in den Wagen, und der Klang ihrer Stimme ließ den Zweifler wieder bestimmt vermuten, daß er doch die Kindheitsgenossin vor sich sah. Bei der nächsten Haltestelle mußte er aussteigen. Er tat es zögernd und raunte der neben dem Trittbrett stehenden Schaffnerin zu: „Tilda, sind Sie es oder nicht?“ Und als sie jäh das Haupt wegwandte, fügte er hinzu: „Wann und wo kann ich Sie sprechen?“

„Ich bin im Dienst, mein Herr, und habe keine Zeit zu persönlichen Gesprächen. Im übrigen sind Sie auch auf falscher Fährte.“

Damit sprang sie leichtfüßig auf die Plattform, drückte an die elektrische Klingel, und fort sauste der Wagen.

„Und sie ist es doch!“ jagte der Fremde, ihr nachsehend, und dann kurz entschlossen auf den nächsten Schutzmann zuzugehen und ihn nach der Leitung der Straßenbahnverwaltung zu fragen, nachdem er die Nummer des soeben verlassenen Wagens und die Zeit, in der die Schaffnerin ihn am Straßenbahnhof bestiegen, aufgeschrieben hatte.

Am Nachmittage schon wußte er, daß er sich nicht getäuscht hatte, sondern daß die Schaffnerin tatsächlich Frau Klodilde Lohmann war und Kammerstraße 104 im Hinterhause drei Treppen wohnte. Auf seine Bitte hatte man ihm auch ihre Dienststunden genannt. Heute konnte er sie nicht mehr auffuchen und mußte seine Ungeduld bis morgen früh zügeln. Die Nacht schloß er leise auf, denn das Bild der Jugendgepielin, wie es einst gewesen war, und wie es heute war, wollte ihm nicht aus dem Sinne, und zermarterte sich den Kopf nach der Ursache ihrer jetzigen, anscheinend doch sehr dürftigen Verhältnisse.

Am nächsten Morgen um acht Uhr klingelte er an ihrer Tür. Ein etwa fünfjähriges Mädchen öffnete, und durch die geöffnete Tür sah er Frau Doktor Lohmann auf dem Fußboden knien und die braungestrichenen Dielen naß aufwischen.

„Tilda!“ rief er, ganz überwältigt von dem Anblick. Sie fuhr herum und ließ die Hand mit dem Scheuerlappen sinken. Ein dunkle Röte stieg ihr ins Gesicht, und sie hob wie abwehrnd einen Schutzsuchend den linken Arm über die Augen. Mit zwei Schritten war er an ihrer Seite.

„Tilda, um Gottes willen, was ist das mit Ihnen, daß Sie so wiederfinden muß! Stehen Sie auf und vertrauen Sie sich dem Jugendfreunde an.“

Aber sie schüttelte heftig den Kopf und wies nach der Tür. „Nein, Tilda, nicht eher gehe ich, bis Sie mir Rede standen und ich einen Weg sehe, der Sie aus dieser Lage befreien kann. Lassen Sie mich beschwören Sie, lassen Sie doch die falsche Scham! Denken Sie an unsere gemeinsame Kindheit und daß mich unsere frühere Freundschaft dazu berechtigt, Ihnen zu helfen.“

Einen Augenblick lang zögerte die Frau noch, dann hob sie entschlossen das Haupt und stand auf, ohne aber die ihr gereichte Hand des Herrn zu berühren. „Gut, es sei! Wenn es Sie gar so sehr gelüstet, von meinem Glanz zu hören und sich daran zu weiden, so sage Sie, ihn mit kalten Wäldern messend.“

„Tilda! Verdienen Sie dieses harte Wort?“ fragte er traurig zurück. „Glauben Sie wirklich, ich hätte es Ihnen nachgetragen, daß Sie damals den vermögenden und feingebildeten Doktor Lohmann dem armen Tischlerlehre vorzogen?“

Statt einer Antwort ließ sich Klodilde Lohmann auf einen Stuhl fallen und barg die weinenden Augen in beiden Händen. Angestrichen schmiegte sich ihr Töchterchen an sie und sah mit furchtsamen Augen zu dem fremden Herrn auf, der mit so weichen Stimme auf ihr Mütterchen einsprach, sie aber doch weinen machte.

„Tilda“, bat er immer wieder. „Weinen Sie doch nicht! Erzählen Sie mir lieber, wie Sie in diese Lage kamen und wie Ihnen zu helfen ist. Ich bin zwar kein reicher Mann, aber so viel vermag ein Jugendfreundin zu helfen, habe ich, und ich tue mein Bestes, alles, was in meinen Kräften steht.“

Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich die schluchzende Frau zu ihm schloß, ihm Rede zu stehen. Und dann erzählte er, daß der feingebildete und vermögende Herr Doktor ein Spieler und Falscher geworden und seine Familie ins Unglück gebracht habe. Seit fünf Jahren kämpfte die unglückliche Frau mit der Not des Lebens und hatte mit Schneidern das Brot für sich und ihre Kinder verdient. Da kam der schreckliche Krieg und machte brotlos. Und nur der Empfehlung eines Bekannten ihres verstorbenen Vaters hatte sie es zu danken, daß man sie bei der Straßenbahn anstellte, obgleich in erster Linie Reservisten bevorzugt werden sollten und der Andrang sehr groß gewesen wäre.

Erschüttert hörte der Herr dieser Erzählung zu und immer wieder stellte er Vergleiche an zwischen dem reisenden, immer königsblauen Samt gekleideten Kinde, dem schönen, stolzen Mädchen und dieser gebrochenen, vergrämten Frau.

„Armes, armes Weib!“ murmelte er, ihre Hand erfassend und warm drückend.

„O, Berthold, ich glaube, ich habe mein Schicksal schon damit verdient, daß ich so hochmütig Ihren Antrag ablehnte. Hochmütig kommt vor dem Fall! Sie hätten mich nicht um mein väterliches Gebot gebrückt, mich nicht im Glend verlassen. Aber der Sohn des Leinsieders stand der Prinzessin ja nicht an, obgleich —“

„Obgleich? O, sprechen Sie weiter! Klotilde!“ bat er, ihre Augen suchend.

„Obgleich mein Herz anderer Meinung war, wie mein stolzer Sinn. Aber ich hab's gebüßt und — büße es noch.“

Mit feuchten Augen sah Berthold Storm auf die blasser Frau. Er fand vor innerer Bewegung keine Worte. Nur das Kind schloß er an sein Herz und strich ihm zärtlich über das Gesicht, das ihn so sehr an das der kleinen Tilda erinnerte. Klotilde sah es. Sie nickte und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Es

meine Jüngste. Die andern sind klugen und helfen schon redlich mit das Brot verdienen. Um sie ist mir nicht lange, aber um diese Kleine! Sie ist so zart und — das Leben ist für ein solches Weib so rauh, so schwer. Wer wird sich ihrer annehmen, wenn ich einmal nicht mehr bin oder nicht mehr arbeiten kann?“

Mit einem ängstlichen Blick auf die Frau brach sie ab. „Verzeihen Sie, Berthold, wenn ich Sie bitte, mich jetzt zu verlassen. Ich muß in den Dienst und vorher noch das Essen für die Kinder kochen.“

Er stand auf. „Klotilde, ich wüßte eine andere, leichtere Stellung für Sie.“

„O, die Schaffnerinnenstelle ist nicht so schwer“, beistellte sie sich zu sagen. „Zuerst sagte ich freilich, ob man nicht einen Spott und der Noth mancher Schaffnerin ausgesetzt sein würde. Aber man begegnet uns in allgemeinen mit Achtung und mit Rücksicht, denn jeder

mag wohl fühlen, daß nur die Noth und die furchtbare Kriegszeit uns zu diesem Stande trieben. Aber was mir so sauer anfällt, ist, daß ich die Kinder so viel allein lassen muß. Sie werden verwildern.“

„Und eben deswegen bitte ich Sie, frühzeitig meinen Vorschlag, mit Ihren Kindern zu mir zu ziehen und mir die Wirtschaft zu führen, zu über-

nehmen. Ich habe vor kurzem meine gute, alte Mutter verloren und vermisse sehr die sorgliche Frauenhand in meinem Hause.“

„Und weshalb haben Sie nicht geheiratet?“ fragte Klotilde.

„Muß ich Ihnen das wirklich erst sagen, Tilda?“ fragte er, ihr tief in die Augen sehend. „Der Sohn des Leinsieders

hatte freilich weder Titel noch hohe Bildung, aber ein treues Herz, und obgleich es meiner alten Mutter sehnlichster Wunsch war,

noch als Ehemann zu sehen, konnte ich mich nicht dazu entschließen. Es war immer, als wäre mich eine innere Stimme

vor. Und wie gut ist es, daß ich ihr folgte! Nun habe ich doch Hände und umsonst gearbeitet und Vaters Geschäft zu einer blühenden

Werkstatt ausgebaut. Nun kann das Geld noch Segen stiften. Aber weichen Sie mir eines noch. Wo ist Ihr Mann?“

„Berthel, geh, sieh mal nach dem Feuer in der Küche“, wandte sich Frau Klotilde an das Kind und als es die Stube verlassen,

und wie sie leise: „Mein Mann ging nach Amerika und galt jahrelang so viel verschollen. Vor einigen Monaten erfuhr ich, daß er im Ge-

heimnis als Selbstmörder endete. Wollen Sie nun noch Ihr Angebot aufrecht erhalten und der Frau und den Kindern eines

Freiwilligen Menschen Ihr Haus öffnen?“

„Erst recht!“ erwiderte er fest. „Und nun, Frau Tilda, gehen Sie in Ihren Dienst und kündigen Sie ihn noch heute. Und wegen

des Mittagessens, bei dessen Zubereitung ich Sie gekostet habe, Not machen Sie sich keine Sorge. Die Kinder werden heute meine

Waise, und will's Gott, bald meine lieben Hausgenossen sein.“ —

Das Weihnachtsfest und der Tannenbaum.

Kulturhistorische Skizze von J. Seih. (Nachdruck verb.)

Das Weihnachtsfest und das damit verbundene gegenseitige Beschenken ist eine uralte Sitte, die noch von der Vorzeit

altgermanischer Zeit ihren Ursprung herleitet. Weihnachten ist das segnmachende Fest der Kinder und eine

Es hat alle Jahrhunderte überdauert, und mit gleicher Liebe und Andacht hängen wir noch heute an den frommen Gebräuchen, wie es unsere Vorfahren getan haben.

Weihnachten ist ursprünglich ein rein kirchliches Fest gewesen, es ist aber zu dem schönsten Familienfest geworden. Sein äußeres Zeichen, der Christbaum, leuchtet durch die Generationen und vereinigt alle in Frieden, welche Naturbande umschlingen.

Neujahrssitte und Weihnachtsitte stehen im innigen Zusammenhange und datieren aus jener Zeit, in welcher der 25. Dezember zugleich den Jahreschluß bedeutete, daher das gegenseitige Beschenken.

Die Einführung des Tannenbaumes ist eine deutsche Sitte, die sich aber erst im 19. Jahrhundert allmählich Bahn gebrochen hatte.

In England vertrat durch lange Zeit der Mistelzweig und die Stechpalme seine Stelle, denen von altersher eine besondere Wunderkraft zugeschrieben wurde.

Derierbild.



Wo ist der Landschaftsmaler?

Bei Hofe wurde der Tannenbaum durch den Prinzgemahl der Königin Viktoria, Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, im Jahre 1840 eingeführt. Seit dieser Zeit prangte in den königlichen Gemächern am Weihnachtsabend eine Riesentanne, die mit Geschenken im Wert von über 200 000 Kr. ausgestattet war.

In Frankreich (Paris) war es eine deutsche Prinzessin, die Tochter des Großherzogs Ludwig Friedrich von Mecklenburg, Helene, die sich im Jahr 1837 mit dem Herzog Philipp von Orleans vermählt hatte, die am Silvesterabend in den Tuilerien einen beleuchteten und reich geschmückten Tannenbaum aufstellen ließ. — Populär wurde aber erst dieser Brauch im Jahre 1870, als die deutschen Truppen vor Paris lagen. In Mussy veranstalteten nämlich die deutschen Offiziere eine Weihnachtsfeier, wobei sie die Kinder des Ortes beschenkten. Anfangs getrauten sich die Dorfbewohner kaum in den Raum, wo die Bescherung stattfinden sollte. Zwanzig Jahre später zählte man in Paris schon über dreitausend Christbäume.

In Rußland fand man bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur in deutschen Kreisen einen Weihnachtsbaum. Dann tauchte er auch

in russischen Adelskreisen vereinzelt auf. Es gibt aber noch einige Ländersitze im Jarenreiche, wo das Aufstellen eines Tannenbaumes zu Weihnachten mit dem kirchlichen Bann bedroht wird.

Im Jahre 1852 kam ein Farmer auf die Idee, die Tannenbäume aus den Chantillybergen nach Neuport zu exportieren, die bei hohen Preisen reißenden Absatz fanden.

Auch in Ägypten ist der Weihnachtsbaum nicht mehr unbekannt. Es werden die Tannen aus Österreich bezogen und stehen im Preise von 10 bis 50 Francs.

In China kannte man den Gebrauch erst seit 1887. Im Kaiserpalaste zu Peking veranstaltete Graf Waldersee für die Honoratioren eine großartige deutsche Weihnachtsfeier, und auch die Soldaten nahmen daran teil.

Die originellsten Weihnachtsbäume findet man wohl bei den Eskimos. Die Missionare verfertigen solche aus einer langen Stange, an der rundherum Tannenreiser festgemacht sind, auf denen die Lichter angebracht und Geschenke aufgehängt werden.

In Italien und Ägypten ist der Lorbeerbaum an Stelle eines Tannenbaumes verwendet, aber in vermögenden deutschen Familien ist sehr häufig die importierte Tanne oder Fichte zu finden.

Ganz eigentümliche Bräuche haben die Banern an der österreichischen Riviera. Da wird am Weihnachtsabend ein großer Wurzelstumpf in Brand gesetzt, dessen Feuer bis zum Dreikönigstag erhalten werden muß, denn würde das Feuer verlöschen, bedeutete es ein Unglück in der Wirtschaft.

Es ist auch Sitte, daß sich die Hausbewohner im Hofe versammeln und dort die nächsten Nachbarn abwarten, um zusammen mit ihnen die Wette zu besuchen.

Ist nun der zuerst Eintretende ein Mann, so ist das kommende Jahr ein segensreiches und glückliches. Wäre es ein Weib, so würde das Unheil bedeuten.

In Österreich vertrat bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Aufstellung der Krippe mit dem Jesuskinde den Tannenbaum. Um die Krippe herum waren die Geschenke gruppiert, die man heute unter den Weihnachtsbaum legt.

Was nun den geschmückten „Christbaum“, das herrliche Symbol des Festes, betrifft, ist es historisch beglaubigt, daß die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, die Gemahlin des Siegers von Aspern, Erzherzog Karl, diese schöne Sitte aus ihrer deutschen Heimat nach Wien verpflanzt hatte. Am Weihnachtsabend des Jahres 1817 wurde in ihrem Palais auf der Seilerstätte der erste Christbaum in Österreich entzündet und die Lichtlein brannten hauptsächlich für den Erzherzog Albrecht, den verewigten Oheim des Kaisers. Erst durch die Erzherzogin Henriette lernte Kaiser Franz diesen Gebrauch kennen und lieben, und von dieser Zeit angefangen hatte der „Christbaum“ seinen Einzug in die Kaiserburg gefunden, aber es dauerte noch lange, bis dieser Gebrauch ein allgemeiner wurde.

In Österreich fehlten also dem Tannenbaume noch zwei Jahre zum hundertjährigen Jubiläum seiner Einführung. Allgemein ist aber der Glaube verbreitet, daß dieser schon viel älteren Datums sein müsse.

Unsere Bilder

Das erste Zusammentreffen mit den Bulgaren. Am 26. Oktober spielte sich am Eisernen Tore bei Kladovo ein weltgeschichtliches Ereignis ab: Eine Offizierspatrouille der Zentralmächte traf mit einer bulgarischen Ulanenpatrouille zusammen, wodurch die erste Verbindung mit der bulgarischen Armee hergestellt und der Ring, den die Gegner gezogen hatten, endgültig durchbrochen war. Die bulgarische Reiterpatrouille, die jubelnd begrüßt wurde, stand unter der Führung des Leutnants Gadjeff, der früher Militärattache bei der bulgarischen Botschaft in Paris war. Der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der die Bulgaren im Verein mit dem österreichisch-ungarischen General begrüßte, verlieh dem bulgarischen Reiteroffizier das Eisene Kreuz.

Ein Kriegsgefangener als Nobelpreisträger. Der Nobelpreis für Medizin wurde in diesem Jahr dem Privatdozenten der Ehrenheilstunde an der Wiener Universität Dr. Robert Barany für seine Arbeiten über die Physiologie und Pathologie des Vorhofs des Ohrlabirynths verliehen. Dr. Barany ist seit Kriegsbeginn eingekerkert und seit fünfzehn Monaten in Rußland Kriegsgefangener.

Der deutsche Fliegerleutnant Immelmann, der wegen seiner hervorragenden Leistungen in den Berichten der Obersten Heeresleitung rühmend erwähnt wurde, hat binnen kurzer Zeit 6 englische Flugzeuge, darunter einen Kampfdoppeldecker, aus 4000 m Höhe zum Absturz gebracht.

Flieger-Unteroffizier Böhm holte Ende September an einem Morgen zwei französische Kampfflugzeuge nach vorausgegangenem Luftkampf in der Nähe Freiburgs herunter; das dritte Flugzeug entkam auf schweizer Gebiet. Der hochverdiente Flieger erhielt das Eisene Kreuz erster Klasse.

Allerlei

Ein billiges Weihnachtsgeschenk. Dame: „Was für ein Weihnachtsgeschenk werden Sie diesmal Ihrem Gatten machen?“ — Zweite Dame: „Hundert Zigarren.“ — Erste Dame: „Und was haben Sie dafür bezahlt?“ — Zweite Dame: „Ach, gar nichts! In den letzten paar Monaten habe ich mir jeden Tag eine oder zwei aus Jads Zigarrentafel genommen, er hat das gar nicht gemerkt und wird sich nun sehr über mein kleines Geschenk freuen, besonders über die feine Qualität.“

Die Oper Rinaldo von Georg Friedrich Händel war mit einer der beliebtesten Opern der damaligen Zeit, die in England aufgeführt wurden. Für diese erste bei Walsh in London verlegte Händelsche Oper bekam der Londondichter von seinem Verleger die lächerlich geringe Summe von 20 Mark gezahlt. Walsh erhielt aber durch den Verkauf der Gesangsnummern aus dieser Oper allein eine Einnahme von 30000 Mark. Als Händel hiervon erfuhr, sagte er zu seinem Verleger: „Wissen Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie uns die Rollen tauschen. Damit auch ich eine so gute Einnahme habe, komponieren Sie die nächste Oper und ich übernehme dann den Verlag und den Verkauf an das Publikum.“ M. M.

Zweifelhafte Größe. König Philipp IV. von Spanien (1621–65) war ebenso wie sein Vater Philipp III. (1598–1621) nicht instande, den Bahnen des bei aller Grausamkeit doch starken und zielbewußten Philipp II., seines Großvaters, zu folgen. Unter seiner Regierung riß sich (1640) Portugal von Spanien los, und die langwierigen Kriege gegen die Niederlande und Frankreich hatten keinen anderen Erfolg, als daß die spanischen Finanzen in

einen Zustand völliger Erschöpfung gerieten. Gleichwohl legte sich der schöne Regent aus eigener Machtvollkommenheit den Beinamen „der Große“ an. Als dem Herzog von Medina-Celi, einem altkastilischen Grafen von Einfluß, die Sache hinterbracht wurde, äußerte er zu seiner Umgebung: „Mein Herr ist wie ein Loch: je mehr man davon nimmt, desto größer wird es.“

Gemeinnütziges

Alpenveilchen werden in warmen Räumen feucht gehalten. Man gießt das Wasser vorteilhaft in die Unterseker. Sind die Pflanzen einmal trocken, dann kommen die Knollen nicht mehr weiter, sondern sterben im Knollengrunde.



Das zerstörte Kloster Melles. Im Vordergrund deutsche Soldatengräber.

Rheinische Nussmarmelade. 300 g Mehl, 25 g Zucker, 100 g Zucker, 2 Eier, Dotter, 30 g geschälte Mandeln, einige bittere, beige gehalt, einige Tropfen Rosenwasser, etwas Franzbranntwein werden auf dem Badbrett gemischt, einige Zeit ruhen gelassen, messerförmig ausgerollt und in den bekannten Mandelformen ausgestochen, in gelbes gelb gebacken, und mit Puderzucker bestreut.

Schamgebäd. Zwei frische Eiweiße werden zu festem Schnee geschlagen, 20 g Puderzucker dazu gerührt, dann werden 50 g geschälte Mandeln und 50 g Zucker unter die Masse gemengt, mit dem Teiglöffel kleine Häufchen auf ein gebuttertes Blech gelegt und bei sehr schwacher Hitze gebacken. Man kann auch etwas Kakao unter die Masse rühren, wenn man den Schokoladengeschmack liebt.

Pfeffertuchen. 2 Pfund Honig werden warm gemacht, dazu kommt 1 Pfund feingestohener Zucker, ½ Pfund in 4–5 Teile geschnittene Mandeln, 16 g gestoßener Zimt, 5 g Gewürznelken, die Schale einer Zitrone, 160 g Zitronat, etwas eingemachte Apfelsinenschale, 30 g Pottasche, die in etwas Rum aufgelöst ist, und 3 Pfund Mehl. Das Ganze wird gut verarbeitet, bleibt mindestens eine Nacht stehen, wird dann fingerdick ausgerollt und bei sehr gelinder Hitze gebacken. Noch heiß wird ein Guß darüber gestrichen, worauf der Pfeffertuchen sogleich in Stücken geschnitten wird. Der Guß: ½ Pfund Zucker wird mit einem Tasse Wasser unter beständigem Rühren gekocht, bis er fadenförmig wird, worauf er sofort auf den noch heißen Kuchen aufgestrichen wird.

Tannenbaumrätsel.



Die Querreihen bezeichnen:
1) Einen Bild. 2) Einen deutschen Fluß. 3) Eine heilige Stadt.
4) Eine Stadt im Saharal.
Die mittlere, längste Reihe gibt von oben nach unten den Namen einer Baumgattung.

Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Weihnachts-Bilderrätsel.



Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: Siena.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.